

Die gelbe Majestät.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdr. verboten.)

Kurz nach neun Uhr erschien im Privatkomptoir Walter's ein Komptoirdiener und meldete: „Herr Georg Hartung wünscht Sie zu sprechen."

Walter fuhr lebhaft von seinem Sessel auf. „Georg Hartung? Der Techniker?" fragte er überrascht.

„Zu dienen, Herr Prätorius."

„Warten Sie!"

Damit ging er rasch nach dem Privatkomptoir seines Schwagers, des Grafen Lothar, und sagte ziemlich aufgeregt: „Soeben hat sich Herr Hartung bei mir melden lassen, voraussichtlich, um uns in der bekannten Patentangelegenheit näher zu treten."

„Vermuthlich. Wir müssen ihn zu gewinnen suchen."

„Wir müssen das nicht nur versuchen, sondern wir müssen ihn unter allen Umständen gewinnen. Du weißt, was auf dem Spiele steht. Wenn wir bis nächsten Ultimo keine Hausse in unseren Eisenaktien ermöglichen können, stehen wir vor einer Katastrophe, die uns Kopf und Kragen kosten kann."

„Nun, nun! Ich sehe noch nicht so schwarz."

„Schwarz oder nicht, dürfen wir deshalb die Hilfe, die sich uns darbietet, zurückweisen?"

„Gott bewahre."

„Also. Ich wollte Dich bitten, Lothar, der Unterredung beizuwohnen. Du weißt, Unterredungen unter vier Augen vergessen und verwischen sich später leicht, was schon nicht so leicht der Fall ist, wenn sie unter sechs Augen stattfinden."

„So komm. Hören wir, was der junge Mann will." Sie schritten nach dem Komptoir Walter's zurück, und dieser befahl dem Diener, Herrn Hartung einzuführen.

Es war das zweite Mal, daß der junge Techniker das Haus von Prätorius & Comp. betrat, und beide Male — Charlottens wegen. Was alle freundlichen und versucherischen Einladungen nicht zu Stande gebracht hatten, das geschah ohne Weiteres in ihrem Dienst. Er haßte die Leute von Prätorius & Comp. nicht, dazu dachte er zu ruhig und groß, aber sie waren ihm, der sich selbst stets treu blieb, antipathisch; er wollte mit ihnen nichts zu thun haben. Daher auch seine kurze Entschlossenheit, seine ruhige, wirklich vornehme Haltung, mit der er bei Walter Prätorius eintrat. — „Mein Auftrag geht an Herrn Walter Prätorius," sagte er sich leicht verneigend, als er zu seiner Ueberraschung z w e i Herren vor sich sah.

„Haben Sie die Güte, Platz zu nehmen, Herr Hartung," antwortete Walter Prätorius geschmeidig. „Dies ist mein Compagnon und Schwager, Graf Lothar v. Fielitz, und da Sie ohne Zweifel in Geschäften kommen, so glaubte ich —"

„Ich komme nicht in Geschäften, Herr Prätorius," unterbrach ihn der Techniker höflich und ruhig, „sondern als Bevollmächtigter Ihrer Frau Gemahlin."

„Von Charlotte?" rief Prätorius überrascht aus.

Graf Lothar stand in seiner ganzen aristokratischen Eleganz auf, besah sich den jungen Mann vornehm von oben bis unten und meinte dann: „Sie werden verzeihen, Herr Hartung, wenn ich, als zur Familie gehörig, frage, was Sie denn zum Bevollmächtigten meiner Schwägerin befugt?"

„Die Menschlichkeit, Herr Graf," antwortete Hartung kurz.

„Sie werden mir nochmals verzeihen, wenn ich diese — sogenannte Menschlichkeit etwas verdächtig finde —"

„Herr Graf —" brauste Hartung auf.

„Namentlich, wenn ich mir den Thatbestand vergegenwärtige, unter welchem meine Schwägerin gestern Abend das Haus verlassen hat," fuhr dieser bedächtig mit seiner leicht näselnden Stimme fort.

„Herr Graf, gerade dieser Thatbestand rechtfertigt nicht nur meine Einmischung in diese Angelegenheit, sondern macht sie mir sogar zur Pflicht. Oder hätte ich etwa Frau Charlotte Prätorius, als sie, schon vor Frost halbtodt, vor Hunger und Ermüdung, vor meinen Füßen zusammenbrach, liegen lassen sollen, daß sie eine Beute der Verzweiflung, von Hunger und Kälte wurde?"

Graf Lothar lächelte überlegen. „Das klingt sehr schön und erbaulich," sagte er dann, „und ich zweifle auch gar nicht daran, daß man Ihnen, um den Roman vollständig zu machen, um Ihre sogenannte Menschlichkeit recht zu rühren, die grausamsten Einzel-

Dr. Julius Robert Bosse, preußischer Kultusminister. (S. 227)

heiten und alle möglichen Abscheulichkeiten erzählt hat."

„In der That, Herr Graf, wenn das Alles wahr ist, was mir Charlotte von ihrem Aufenthalt und von den letzten Auftritten in diesem Haus erzählt hat — und ich zweifle daran keinen Augenblick — so ist das auch für sie eine wahre Hölle gewesen!"

Wieder lächelte Graf Lothar in vornehmer Geringschätzigkeit.

„Sehr richtig, Herr Hartung. Man hat Ihnen eben erzählt, was man Ihnen zu erzählen für gut fand, zunächst unbekümmert um den wahren Sachverhalt. Dieser ist aber ganz anders. Nachdem nämlich Frau Doktor Zehlen durch die wunderbarsten Kniffe — ich zolle ihr noch heute meine aufrichtige Bewunderung dafür — ihre Tochter in diesem Hause sozusagen versorgt hatte, ging diese, als wahre Tochter ihrer Mutter, vielleicht mit weniger Raffinement, aber mit gleicher Hartnäckigkeit, daran, ihre Machtsphäre hier im Hause zu erweitern, ihren Besitz zu vergrößern. Dabei mußte sie nothgedrungen auf die Mutter des Hauses, auf die alte Frau Kommerzienrath Prätorius stoßen, und nach berühmten Mustern, vielleicht auch nach Anleitung der braven Mutter, wollte sie dieses Hinderniß durch einen wohlgezielten Dolchstoß beseitigen —"

„Herr Graf, das ist elende Verleumdung!" rief Hartung trotzig.

„Bitte recht sehr, Herr Hartung, wenn Sie nur die Unbefangenheit haben wollen, die Sachlage zu prüfen, wie sie liegt. Was die Mutter durch das schleichende Gift des Morphiums nicht hatte erreichen können, sollte die Tochter, jung und rasch wie sie war, vollenden. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm."

„Unmöglich, unmöglich!" keuchte Georg Hartung. Er war von seinem Sitz aufgesprungen und stand wie betäubt.

„So sollte es in der That scheinen, trotzdem leuchtet es aber ein, wenn man die näheren Umstände berücksichtigt. Warum — um nur einen Punkt anzuführen — ging Frau Charlotte, als sie gestern Abend das Haus verließ, nicht zu ihrer Mutter? Das mußte ihr doch nach aller menschlichen Berechnung zunächst einfallen und ist ihr jedenfalls auch eingefallen. Aber sie mußte sich sagen, daß dann dieses Einverständniß zwischen Mutter und Tochter zu klar zu Tage lag. Sie ließ es also darauf ankommen, eine mitleidige Seele zu finden, und sie täuschte sich auch nicht. Sie fand Sie, Herr Hartung, der nicht nur eine mitleidige, sondern auch eine gläubige Seele hatte."

Hartung stand wie vom Donner gerührt. Gerade das Gegentheil von dem, was er hier hörte, hatte Charlotte ihm erzählt. Was sollte er thun, was sollte er sagen?

„Es muß eine furchtbare Täuschung hier obwalten," murmelte er nach einer Pause.

„Was mich betrifft," sagte Graf Lothar wieder, „so möchte ich mich gern täuschen, wenn nur dann die Stirnwunde, die Frau Kommerzienrath von dem Messer der Frau Charlotte erhielt, auch eine Täuschung wäre!"

Dann besann sich Georg wieder. Er stellte sich im Geiste die Scene vor: Charlotte mit geschwungenem Messer vor ihrer Feindin, ihr Leben bedrohend! Nein, das ist nicht wahr, konnte nicht wahr sein! Und wenn Charlotte sich die ewige Seligkeit mit einem solchen Stoß hätte erringen können, das konnte sie nicht, das war unmöglich. Diese Möglichkeit konnte ihm nur wahrscheinlich sein, so lange er nicht an ihre Augen, an die großen Kinderaugen dachte. Er raffte sich gewaltsam aus dem Brüten, in das er verfallen war, auf und sagte zornig: „Herr Graf, Sie sind ein —"

„Um des Himmels willen!" unterbrach ihn Walter Prätorius. „Meine Herren, das ist nicht die Art, wie man eine bisher noch unaufgeklärte Begebenheit aufklärt. Ueberlassen wir doch das einer späteren Untersuchung. Zu einer solchen werden sich wohl beide Theile im eigensten Interesse herbeilassen; hier kann es sich nur darum handeln, den Auftrag zu hören, mit dem Charlotte Herrn Hartung betraut hat."

„Ich bin nicht dafür," sagte Graf Lothar stolz, „daß man Aufträge jener Frau entgegennimmt."

„Sie entgegennehmen, ist noch nicht ihnen Folge geben. Bitte, Herr Hartung, sagen Sie mir Ihren Auftrag."

„Ihre Frau Gemahlin hat mich beauftragt, Ihnen mitzutheilen, daß sie Ihr Haus gestern Abend verlassen hat, weil Frau Kommerzienrath Prätorius sie mit offenem Messer — wie sie annimmt, in einem Anfall von Irrsinn — angegriffen und ihr Leben bedroht hat —"

„Das ist denn doch zu stark!" unterbrach ihn Graf Lothar entrüstet.

„Bitte, fahren Sie fort, Herr Hartung," warf Walter ein.

„Sie hat mich beauftragt, Ihnen ferner mitzutheilen, daß sie nicht eher in Ihr Haus zurückzukehren gedenkt, als bis sie durch Entfernung Ihrer Mutter in demselben vollständig gesichert ist, bis dafür gesorgt sein wird, daß ähnliche Scenen sich nicht wiederholen können."

„Und wo befindet sich zur Zeit Charlotte?"

„Das zu sagen bin ich nicht beauftragt, Herr Prätorius."

„Hm, aber Sie werden doch wohl dem Ehemann, der nach seiner Frau fragt, sagen, wo sich dieselbe befindet. Denn Sie wissen es doch."

„Unzweifelhaft weiß ich es. Nachdem ich aber hier gehört, wessen man sie beschuldigt, bedauere ich, ohne direkten Auftrag Ihrer Frau Gemahlin Ihnen deren Aufenthalt nicht sagen zu können."

„Selbstverständlich," warf Graf Lothar ein, „man fürchtet sich vor Maßregeln, die etwa — die Sicherheit des Flüchtlings in Frage stellen könnte. Man hält es für praktisch, aus dem Versteck heraus die Pfeile zu schleudern. Das ist bezeichnend genug."

„Natürlich charakterisirt das, Herr Graf, aber nicht den Verfolgten, sondern den Verfolger."

Wenn sich Graf Lothar und Georg Hartung bei dem geringsten Anlaß scharf gegenübertraten, so blieb Prätorius als Derjenige, der eigentlich bei der Angelegenheit am nächsten betheiligt war, auffallend ruhig. Er betrachtete sie eben nur als eine „dumme Geschichte", die in irgend einer Weise glatt und ruhig erledigt werden mußte. Jedenfalls mußte dabei jedes ärgerliche Aufsehen vermieden werden. Kaum hatte das Bankhaus die Beunruhigung überwunden, die der Tod des Kommerzienraths verursacht hatte, und nun sollte ein häuslicher Skandal neue Verlegenheiten, neues Mißtrauen im Publikum verursachen? Das durfte nicht sein, und jetzt, wo die Lage ohnehin eine so schwierige war, am allerwenigsten. Es war ihm ganz gleichgiltig, ob Charlotte im Hause wohnte oder wo immer sie sich aufhielt, nur mußte jeder Skandal, jedes öffentliche Aufsehen vermieden werden, und er begriff seinen Schwager nicht, der auf den jungen Mann bei jeder Gelegenheit wie ein Kampfhahn losfuhr. Deshalb sagte er auch ruhig und vermittelnd: „Herr Hartung, ich habe Ihren Auftrag vernommen und werde ihn gewissenhaft in Erwägung ziehen. Ich hoffe, das genügt Ihnen und auch meiner Frau vorderhand. Haben Sie mir sonst noch etwas mitzutheilen?"

„Wenn Sie sich dafür interessiren, Herr Prätorius, so kann ich Ihnen noch mittheilen, daß sich Ihre Frau Gemahlin den Umständen angemessen wohlbefindet. Sie hat freilich starkes Fieber und wird das Bett in den nächsten Tagen nicht verlassen dürfen, sie befindet sich aber in guter Pflege, so daß Sie ohne Sorge sein können."

„Wo sind Sie mit ihr zusammengetroffen?"

„Ich habe sie heute Nacht, wie ich schon sagte, halbtodt vor Frost und Ermüdung draußen vor der Stadt in dem Neubau meiner Eisengießerei gefunden."

„Sie bauen eine Eisengießerei, Herr Hartung?" fragte Prätorius rasch und erstaunt.

„Ist das so überraschend?" fragte Georg zurück und sah ihn dabei mit seinen großen glänzenden Augen voll an.

Es war merkwürdig! Gerade in diesem Augenblick wurde es Walter Prätorius klar, was sein sterbender Vater hatte sagen wollen, als ihm der unerbittliche Tod den Athem raubte. „Die richtige Compagnie ist die Arbeit!" hatte er sagen wollen. Wie ein rollendes Donnerwort hörte er es plötzlich in den Ohren, aber — es war zu spät.

„Da fällt mir ein," sagte Prätorius mit mühsamer Bekämpfung seiner inneren Bewegung, „daß ich mit Ihnen gern noch etwas Geschäftliches besprochen hätte."

„Ich bedaure sehr, Herr Prätorius, nach einer solchen Nacht zu geschäftlichen Erörterungen nicht aufgelegt zu sein," entgegnete Hartung zurückhaltend und verließ gleich darauf mit einer höflichen Verbeugung das Zimmer.

„Mit dem Menschen ist absolut nichts anzufangen," sagte Graf Lothar, als er fort war, „der Kerl ist ein kompleter Narr!"

Damit trat er in sein Kabinet zurück und ließ seinen Schwager allein. Dieser ließ sich müde in einen Sessel fallen und murmelte leise: „Die richtige Compagnie ist die Arbeit."

17.

War es dem Direktor Schramm, dem Herrn mit dem gemüthlichen rheinischen Dialekt und der diktatorischen Bestimmtheit in allen seinen geschäftlichen Aeußerungen, bisher möglich gewesen, sein wahres Wesen und seine wahren Ziele zu verbergen, so wurde er in letzter Zeit von den betheiligten Kreisen doch durchschaut. Man erkannte ihn, freilich immer erst, wenn es zu spät war, als den ebenso rücksichtslosen, wie klug und klar berechnenden Spekulanten, als denjenigen, der seit mehr als Jahresfrist in den Rheinischen Eisenaktien mit unerhörter Kühnheit operirte, der das Konsortium zusammengebracht, der diese Aktien während ihres höchsten Standes verkaufte, der, als er seinen Aktienbestand glücklich los war, mit ebenso zäher Unermüdlichkeit wie findiger Geschicklichkeit seither daran gearbeitet hatte, eine künstliche Baisse herbeizuführen, die ihm erlaubte, wieder so billig wie möglich zu seinen Aktien zu kommen. Der Streik war sein Werk, wenigstens zum großen Theil. Die Beendigung des Streiks, der sich bis tief in den Winter hinein gezogen hatte, war unter seinem Einfluß herbeigeführt worden und bedeutete eine totale Niederlage des Direktoriums. Sämmtliche Forderungen der Arbeiter waren bewilligt worden. Dadurch schlug der findige und schlaue Direktor zwei Fliegen auf einen Schlag. Einmal wurde er der Freund und Protektor seiner Arbeiter, ihr Vertrauensmann, dann aber drückte er dadurch auf den Kurs der Papiere, den er unter allen Umständen stürzen mußte und wollte.

Durch solche Mittel hatte Direktor Schramm es erreicht, daß eine lächerlich kleine Dividende zur Vertheilung gelangte und daß infolge dessen die Kurse der Aktien in rapider Weise zurückgingen. Das Konsortium verlor schon nach dem heutigen Stande mehrere Millionen Mark. Noch aber war Direktor Schramm nicht an seinem Ziel. Es handelte sich nun darum, die Mitglieder des Konsortiums zum Verkauf ihrer Papiere zu zwingen, dann erst war ja der Ver-

lust perfekt. Man mußte, wie Direktor Schramm nunmehr zu sagen pflegte, ihnen die Stücke wieder „aus der Hand drehen".

Weihnachten, das holde Fest des Friedens, war eben vorbei, aber Schramm kannte so etwas nicht. Er wußte nur, daß gleich nach Weihnachten eine große Ultimo-Abrechnung einzutreten pflegt. Er besuchte in diesen Tagen regelmäßig die Börse, und während die Diener der gelben Majestät dort mit wüstem Geschrei auf und ab liefen und ihre papiernen Waaren ausboten oder suchten, stand Direktor Schramm in letzter Zeit häufig mit einem ernst und energisch drein schauenden Herrn zusammen im anhaltenden, dringlichen Gespräch.

„Herr Geheimrath," sagte der Direktor in seiner bestimmten und fast schroffen Art, „es handelt sich ja gar nicht darum, zu wissen, woher ich das erfahren habe, sondern es muß Ihnen genügen, daß ich über die Sache unterrichtet bin. Und daß dies der Fall ist, will ich Ihnen sofort durch die bestimmte Angabe beweisen, daß Prätorius & Comp. bei Ihnen dreihundertsechsundachtzig Stück unserer Aktien versetzt haben und Sie dieselben mit achthundert pro Stück beliehen haben. Nun brauchen Sie blos auf den Kurszettel zu sehen, um zu wissen, ob das zu hoch beliehen ist oder nicht. Die Aktien notiren heute allerdings noch siebenhundertachtzig. Wenn Sie aber verkaufen wollen, werden Sie kaum siebenhundert bekommen."

„Aber Herr Direktor, ich verstehe Sie gar nicht. Wie kommen Sie dazu, Ihr eigenes Papier flau zu machen? Was haben Sie davon, Prätorius & Comp. Verlegenheiten zu bereiten?"

„Sie mißverstehen mich vollständig. Es kommt mir nicht darauf an, irgend Jemand Verlegenheiten zu bereiten, sondern ich will Sie vor Verlust bewahren. Es ist natürlich Ihre Sache, von meiner Warnung Gebrauch zu machen oder nicht. Ich dachte, Ihnen wäre die Ansicht eines Fachmannes erwünscht."

„Aber der niedrige Kurs kann doch nur ein vorübergehender sein, Herr Direktor."

„Gewiß," sagte Schramm wieder mit einer scharfen und bissigen Ironie, „in dieser Welt geht ja Alles vorüber, warum nicht das auch. Nur fürchte ich, der Kurs wird so lange schlecht sein und schlechter werden, bis uns allen Beiden kein Zahn mehr weh thut."

„Na, schließlich sind Prätorius & Comp. doch für die Differenz gut."

„So?" sagte der Direktor wieder mit schneidender Ironie. „Ich will Ihnen etwas sagen, Herr Geheimrath. Machen Sie 'mal an den Hundert- und Fünfhundert-Markscheinen, die aus Ihrer Bank zu Prätorius & Comp. wandern, geheime Zeichen, an denen Sie sie später wiedererkennen können. Und wenn Sie dieselben Scheine dann später nicht in den Händen von Theaterdamen oder von des Grafen Grooms, Trainers und Reitknechten oder des Charlottenburger Totalisators oder am Nordkap wiederfinden, so will ich nicht soviel Verstand haben, um ausgestreckt im Bette liegen zu können."

„Haha — Sie übertreiben wohl, mein Lieber."

„Ich übertreibe? Meinethalben! — Adieu, Herr Geheimrath. Wem nicht zu rathen, dem ist nicht zu helfen. Adieu."

Wenn sonst in der Welt ein Todesurtheil unterzeichnet wird, so geschieht das erst nach gewissenhaftester Erwägung von Für und Wider und nur an der höchsten Stelle der Menschheit, beim Oberhaupte des Landes. Die gelbe Majestät macht damit viel weniger Federlesens. Fast täglich fällt sie Todesurtheile. Ein Achselzucken, ein Bedauern, aufrichtig oder falsch — das genügt, um den Mann abzuthun.

Am Nachmittag desselben Tages saß Walter Prätorius in seinem Komptoir und öffnete die soeben eingegangene Post. Plötzlich wurde er beim Lesen eines Briefes blaß, seine Hände fingen heftig an zu zittern, und seine Augen blickten starr auf das Papier.

Der Brief lautete:

„Herren Prätorius & Comp. Hier.

Der fortwährend niedrige Kursstand der von Ihnen bei uns verpfändeten Rheinischen Eisenaktien zwingt uns, eine weitere Deckung von hunderttausend Mark bei Vermeidung der Exekution von Ihnen zu verlangen.

Hochachtungsvoll

— — — — —"

Die Unterschrift war unleserlich. Prätorius wußte aber trotzdem, wie der Name lautete. Er kannte diese Art Schreiben seit einiger Zeit nur zu gut. Ein derartiges Schreiben hatte ihn schon im Herbst einmal zur Verzweiflung gebracht. Nun sah er keine Rettung mehr. Dieser Brief war der Tropfen, der das Faß zum Ueberlaufen brachte. Prätorius & Comp., das noch vor wenigen Jahren so stolze, unnahbare Bankhaus, der Millionenhort, verfügte über keine hunderttausend Mark baren Geldes mehr.

Nach einer langen, tiefen Pause erhob sich Walter mühsam und ging in das anstoßende Kabinet zu seinem Schwager, der gemächlich rauchend in einem Sessel saß und die Zeitung las.

„Lies," sagte Prätorius tonlos zum Grafen Lothar, der das Schreiben hastig überflog.

„Nun? Und was weiter?" fragte der Graf nach einer kaum merklichen Pause leichthin. „Das war vorauszusehen."

„Ja, was weiter? So frage ich Dich. Nun stehen wir an dem Punkt, der bei Deiner tollen Wirthschaft, bei Deiner Sucht zu glänzen und Anderen Sand in die Augen zu streuen, unvermeidlich war. Was willst Du nun thun?"

„Mein Gott, wir müssen das Geld hinschicken, das versteht sich wohl von selbst."

„Unglücklicher! Thust Du doch, als wüchsen Dir die Bankbillette in der flachen Hand. Unsere Kassen sind leer. Ultimo steht bevor. Woher sollen wir Deckungen nehmen?"

„Lieber Walter, ich nehme Dir Deine Exaltationen nicht übel. Ich habe Dir schon früher gesagt, daß Dir zu einem Börsenmann sowohl die Ruhe, die Besonnenheit und Klarheit, wie auch die Voraussicht fehlt, die allein gewisse Situationen, die ja allerdings etwas Kritisches an sich haben, überwindet. Ich habe den Brief schon seit zwei Wochen erwartet. Mich überrascht er also nicht. Daß er Dich überrascht, Dich zu Boden schlägt und zittern macht wie Espenlaub, das ist Deine Schuld."

„Was willst Du thun?"

Nachdenklich sah Graf Lothar vor sich nieder und strich wie wehmüthig, aber doch auch mit seinem alten eigenthümlichen Lächeln, das ihn in diesem Augenblick in einer diabolischen Verlogenheit erscheinen ließ, über das dünne Haar. Es trat eine Pause ein, während welcher Walter Prätorius seinen Schwager mit einer ängstlichen Spannung und zugleich mit einer Art von Entsetzen ansah. Es war, als ob ihm vor dem Mann, der seine letzte Rettung, seine letzte Hilfe zu sein schien, graute.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Julius Robert Bosse, preußischer Kultusminister.

(Mit Porträt auf Seite 225.)

Der preußische Kultusminister Dr. Julius Robert Bosse, dessen Porträt wir auf S. 225 bringen, ist am 12. Juli 1832 zu Quedlinburg geboren. Von 1850 bis 1853 studirte er Rechts- und Staatswissenschaften in Heidelberg, Halle und Berlin, arbeitete dann als Auskultator und Referendar in Quedlinburg und Halberstadt und bestand 1858 die Assessorenprüfung. Nachdem er inzwischen in verschiedenen Stellungen thätig gewesen war, wurde Bosse 1870 Konsistorialrath und Mitglied des Provinzialkonsistoriums in Hannover, ebendort 1872 Oberpräsidialrath und Justitiar des Provinzialschulkollegiums. 1876 wurde er als vortragender Rath in das Kultusministerium berufen und trat 1879 in gleicher Eigenschaft zum Staatsministerium über, bis er am 1. Mai 1881 die im Reichsamt des Innern neugeschaffene Direktorstelle der Abtheilung für wirthschaftliche Angelegenheiten erhielt. Ihre Leitung behielt er auch bei, als er 1889 Unterstaatssekretär des Innern wurde. Nach dem Zustandekommen des Altersversicherungsgesetzes, dessen Ausarbeitung im Wesentlichen sein Werk ist, verlieh die Universität Marburg im Frühjahr 1890 Bosse zusammen mit dem Minister v. Bötticher die Würde eines Ehrendoktors beider Rechte. Am 19. Januar 1891 wurde er Staatssekretär des Reichsjustizamts und am 24. März 1892 an Stelle des Grafen Zedlitz zum preußischen Kultusminister ernannt.

Flechtunterricht.

(Mit Bild auf Seite 228.)

In der Lombardei wird von den Mädchen und Frauen auf dem Lande die Strohflechterei eifrig als Hausindustrie gepflegt, um dadurch einen Nebenverdienst zu gewinnen. Unser Bild auf S. 228 versetzt uns in den Hof eines oberitalienischen Bauernhauses. Von den beiden Mädchen ist die Aeltere damit beschäftigt, aus dem zur Flechtarbeit zugerichteten Stroh, das sie in einem Tuche auf dem Schoße liegen hat, lange Tressen zu flechten, von denen bereits ein Bündel neben ihrem Stuhle auf der Erde liegt. Augenblicklich aber läßt sie die eigene Arbeit ruhen, um dem kleinen barfüßigen Schwesterchen, das neben ihr auf einer Bank sitzt, Flechtunterricht zu geben. Geduldig ertheilt sie ihr die nöthige Unterweisung und macht es ihr vor, wie man aus den zarten Halmen die langen Tressen herstellt. Höchst aufmerksam schaut die Kleine zu, um es dann ebenfalls zu versuchen. Diese Tressen werden nachher mittelst einer feinen Naht zu Hüten, Cigarrentaschen, Schuhen u. s. w. zusammengefügt.

Die letzte Fahrt.

Erzählung aus dem Seemannsleben.

Von J. O. Hansen.

1.

„Noch eine Reise nach Chili will ich machen, um ein gutes Stück Geld zu verdienen," sagte der junge Matrose Gerhard Owens zärtlich zu seiner Braut. „Es soll meine letzte große Fahrt sein. Kehre ich über's Jahr zurück aus Südamerika mit einem hübschen Sümmchen Geld, so kaufe ich mir ein kleines Fahrzeug, werde Küstenschiffer, und dann wollen wir unsere Hochzeit feiern."

„Ach!" rief das Mädchen mit leuchtenden Augen, „wäre es doch erst so weit. O, möge doch Deine letzte Fahrt recht glücklich sein, das wünsche ich von ganzem Herzen! Tag und Nacht will ich getreulich an Dich denken. Und über's Jahr, nicht wahr, da bist Du sicherlich wieder hier, Gerhard? Ach, ich ängstige mich ja so um Dich. Zum Glück ist jetzt Frieden in der Welt, seit der Kaiser Napoleon auf St. Helena in Gefangenschaft sich befindet; so brauche ich wenigstens nicht zu befürchten, daß das Schiff gekapert wird, welches Dich trägt."

Die Liebenden plauderten noch lange miteinander am Gartenzaun bei dem ärmlichen Hause, das Mariens Eltern, friesischen Fischersleuten, gehörte. Es war an einem Septemberabend des Jahres 1820. Die Sterne flimmerten immer heller, je dunkler es wurde. Die Nordseewellen plätscherten am Strande und rauschten ihre eintönige Weise.

Endlich hatten die Beiden sich genug gesagt und küßten sich noch einmal zärtlich zum Abschied.

„Gute Nacht, Marie!“
„Gute Nacht, mein Gerhard!“
Er ging fort, nach dem benachbarten Häuschen seiner Mutter, einer armen Seemannswittwe.
Noch war er nicht am Ende des Gartenzauns angelangt, da erhob sich lautlos hinter einem auf dem Strande kieloben liegenden Boote ein bleicher junger Mensch, der sich dort lauschend verborgen gehalten hatte. Mit finsterer Miene sah er dem jungen, in's Haus eilenden Mädchen nach, dann schüttelte er drohend die geballte Faust hinter dem im nächtlichen Dunkel verschwindenden Gerhard, indem er haßerfüllt murmelte: „Nur Geduld! Noch ist nicht aller Tage Abend, Gerhard Owens! Wir werden schon noch ein letztes Wort miteinander sprechen, wenn wir Beide auf dem Stillen Ozean segeln. Ich hänge mich an Dich, bis das Schicksal zwischen uns entschieden hat! Nur Einer von uns soll zurückkehren von der Fahrt, um die schöne Marie heimzuführen. Du bist jetzt der Glückliche, Gerhard! Aber wenn Du geheimnißvoll verschwindest in der Tiefe des Ozeans, dann — dann wird Marie doch noch mein!“ Und er verließ ebenfalls die Stätte.

Edlef Sybrand war bis vor einem halben Jahr der treueste Freund von Gerhard Owens gewesen. Als Kinder hatten sie täglich miteinander gespielt, als Schiffsjungen die erste Fahrt zusammen gemacht, dann auch mehrmals als Matrosen auf demselben Schiffe gefahren. Da verwandelte sich ihre bisherige Freundschaft plötzlich in gegenseitige Abneigung, denn sie liebten Beide Marie, das anmuthigste Mädchen im heimathlichen Stranddorfe. Und weil Marie Gerhard Owens den Vorzug gab, steigerte sich Edlef Sybrand's Grimm bis zum wildesten Hasse, und er sann auf des ehemaligen Jugendfreundes Verderben.

— — — — — — — — — — —

Einigermaßen überrascht war Gerhard, als er fünf Tage später bei der Anmusterung in der benachbarten großen Seestadt erfuhr, daß Edlef Sybrand als Matrose mit demselben nach Valparaiso bestimmten Schiffe fahren würde. Doch hielt er dies für Zufall und ahnte keine böse Absichtlichkeit, wenn auch das Zusammenleben mit Sybrand an Bord ihm nicht angenehm sein konnte.



Flechtunterricht. (S. 227)

Es war ihm wenigstens lieb, daß sie an Bord nicht derselben Wache zugetheilt wurden. So schlief meist der Eine unten in dem Mannschaftslogis, indeß der Andere auf Deck beschäftigt war.

Uebrigens betrug sich Sybrand während der sehr lange dauernden Fahrt bis zum Kap Horn und um dasselbe herum stets ebenso zurückhaltend gegen Owens, wie dieser sich gegen ihn verhielt. Die anderen Matrosen konnten wohl merken, daß die Beiden sich gegenseitig mieden, sich anscheinend nicht recht leiden mochten, was hin und wieder Anlaß zu Neckereien gab; der eigentliche Grund aber dieses beiderseitigen Widerwillens blieb Allen an Bord ein Geheimniß. — Die Fahrt des guten Schiffes „Odin“ verlief ohne Unfall bis nahe vor dem Ziel. Nur zweihundert Seemeilen von Valparaiso wurde in einer dunklen schwülen Nacht das Fahrzeug von einem plötzlich ausbrechenden Gewittersturm überfallen. Derjenige Theil der Mannschaft, darunter auch Owens, der gerade unter Deck war, wurde schleunigst heraufbeordert, um beim Segelbergen zu helfen. Das war freilich

Humoristisches.

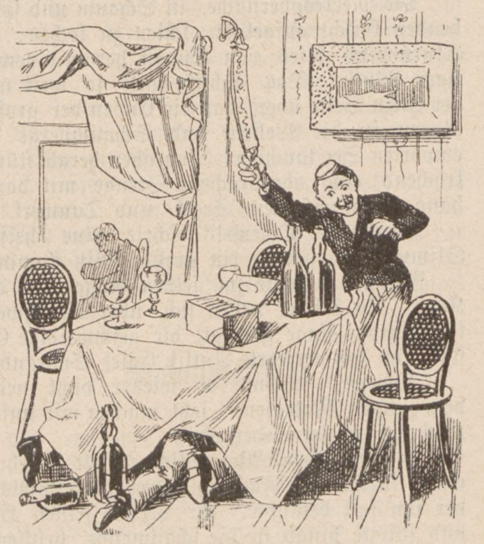
Mißlungener Witz.



Im Herrenstübel sitzen Drei
Bei einer großen Schmauserei.



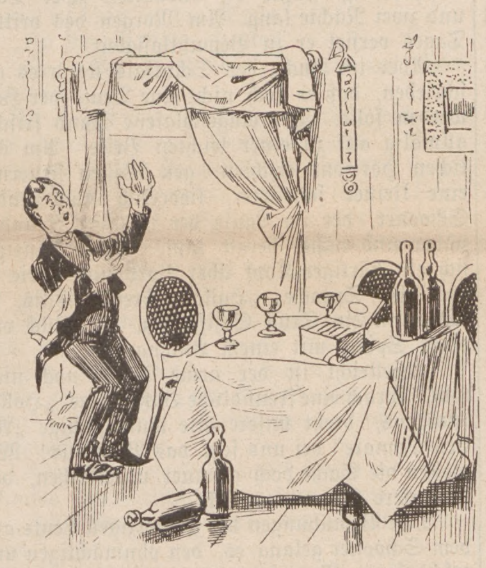
Sie kneipen bis zum Morgenschein,
Da fällt dem Einen etwas ein.



Zwei kriechen unter's Tischtuch schnelle,
Der Dritte aber zieht die Schelle.



Im Nebenzimmer fährt erschreckt
Der Kellner auf, vom Schlaf erweckt.



Diensteifrig stürzet er einher
Und findet, weh! das Zimmer leer.



Auf seiner Klagen lauten Schall
Kommt auch herbei der Prinzipal.



„Der Wein! Das Essen! Die Cigarren!
Herrgott, was waren wir für Narren!"



„Doch hin ist hin! Was nützt das Schrei'n,
Räumt ab und macht das Zimmer rein!"



Jetzt kriechen sie hervor aus Pfützen —
Ja, ja, das kommt von schlechten Witzen!

ein schwieriges Arbeiten im Takelwerk und auf den Raaen in dem tiefen Dunkel, das die flackernden Schiffslaternen kaum zu durchdringen vermochten mit ihrem bleichen Schimmer. Zum Glück erhellten häufig grelle zuckende Blitze die schaurige Nacht, und dann war momentan die gesammte Takelage des „Odin" bis auf's kleinste Tau deutlich sichtbar.

Die Meeresoberfläche, in Schaum und sprühenden Gischt aufgelöst, schien zu kochen; der Sturmwind blies von Südost her mit gewaltiger Wuth. Das Schiff holte so weit nach der einen Seite über, daß die Enden der großen Raaen in die Wellen- und Schaumberge der empörten See tauchten. Von oben herab stürzte krachend eine abgebrochene Stenge mit daran hängendem zerfetztem Segel- und Tauwerk.

„Gerhard Owens!" schrie eine heisere Stimme, als gerade ein greller Blitz flammte.

Gerhard wandte im selben Augenblick den Kopf. Da sah er neben sich, über die schwankende große Raae geneigt, die geschmeidige Gestalt und das verzerrte Antlitz Edlef Sybrand's.

„Owens," ertönte es wieder dicht neben dem jungen Matrosen, „jetzt machen wir unsere Rechnung miteinander ab."

In demselben Augenblick erhielt Gerhard einen furchtbaren Faustschlag gegen die Schläfe, der ihn fast betäubte. Er verlor seinen Halt und stürzte hinab in die schäumende, brüllende Fluth.

Wieder erhellte ein greller Blitz das Schiff. Sybrand murmelte triumphirend: „Nun ist Marie frei!" —

Das Verschwinden des Matrosen Owens war zuerst von den Anderen gar nicht bemerkt worden, da Jeder genug mit sich selbst und den zur Sicherung des Schiffes nöthigen Arbeiten zu thun gehabt hatte. Erst einige Zeit später, als der Sturm nachließ, fiel es auf, daß Owens fehle.

„Er wird seinen Halt auf der großen Raae verloren haben und hinab gestürzt sein in die See," sagte der Obersteuermann. „Der arme Owens! Doch wir können wahrlich noch von Glück sagen, daß wir in dem fürchterlichen Gewittersturm, der uns so plötzlich überraschte, nur einen einzigen Mann einbüßten."

„Schade um ihn!" sprach der Kapitän. „Owens war ein tüchtiger Matrose. Ich vermuthe, daß die herabstürzende Oberbramstenge ihn jählings auf den Kopf getroffen hat. Das ist ein Unglück, welches auch leicht einem Anderen hätte begegnen können."

In der tiefdunklen Nacht, bei dem noch anhaltend sehr hohen Seegang, erschien es natürlich als ganz unnütz, nach dem Verunglückten zu suchen. Nach der Ansicht des erfahrenen Kapitäns und der beiden Steuerleute hatte Owens längst sein Grab in der Tiefe gefunden. Der Kapitän schrieb pflichtgemäß eine Notiz über den Vorfall in das Schiffsjournal, und damit war die Sache abgethan.

Weiter verfolgte das wackere Schiff „Odin" seinen Kurs nach Valparaiso, wo es einige Tage später wohlbehalten anlangte.

2.

Der Stille Ozean machte seinem Namen volle Ehre. Es regte sich kaum ein Lüftchen, um seine langen Wellen in Bewegung zu setzen, die zu unmerklichen Schwellungen geworden waren. In hoher Luft wiegten sich einige Albatrosse. Die kleinen Sturmvögel, welche der Seemann „Mutter Carey's Küchlein" nennt, waren alle verschwunden.

Unabsehbar lag das weite blaue Meer, und darüber spannte sich der wolkenlose blaue Himmel mit der strahlenden goldenen Sonnenkugel! Aber was erregt so die Aufmerksamkeit der trägen Albatrosse? Schon sind auch einige Haie aufmerksam geworden und schwimmen herbei.

Ein dunkles, leise schaukelndes Pünktchen inmitten der unermeßlichen blauen Fluth wird sichtbar. Es ist ein treibendes Stück Schiffsholz, ein Stück von einer zerbrochenen Stenge, und darauf festgebunden mit einem Ende Tau ist ein Mensch — Gerhard Owens.

Noch lebt er, doch wenn nicht bald Rettung naht, so wird das treibende Stück Schiffsholz bald nur noch einen entseelten Leichnam tragen.

Als er in jener Gewitter- und Sturmnacht, getroffen von der Faust des Elenden, in's Wasser stürzte, hatte er das Glück, die schwimmende Stenge zu erfassen, und er vermochte es, sich mit der Kraft der Verzweiflung daran festzuhalten. Das Schiff sah er gar nicht mehr, auch nicht beim grellen Schein der Blitze, denn Schaum und Gischt blendeten ihn und erstickten ihn fast. Häufig überflutheten die hohen Wogen ihn völlig, doch immer wieder kam er mit seinem rettenden Stück Holz nach oben. Gelungen war es ihm, sich festzubinden mit dem an der Stenge noch hängenden Tauwerk, sonst hätte er sich dauernd nicht darauf halten können, sondern wäre davon ab und in die Tiefe geglitten.

So vermochte er dem Sturme zu trotzen. Als der Wind einlullte, das Meer sich beruhigte, trieb er einsam im weiten Weltmeer umher. Doch je länger dieser Zustand dauerte, je mehr schwand seine Hoffnung. Welche unsagbaren Leiden des Durstes, des Hungers, der völligen Erschöpfung mußte er aushalten zwei Tage und zwei Nächte lang. Am Morgen des dritten Tages verfiel er in Bewußtlosigkeit.

Aber im Buche des Schicksals stand es geschrieben, daß er noch nicht eine Beute der Haie werden solle. Der eingeschlafene Wind frischte allmälig auf zu einer leichten Brise. Am östlichen Horizont erschien, gen Westen steuernd, eine kleiner schwarzer, liederlich aussehender Schooner, der im Laufe der nächsten Stunden näher und näher heran kam. Plötzlich neigte sich ein bärtiger Kopf über Bord und schrie in englischer Sprache: „Halloh, Freund Ellis, da schwimmt ein Stück Schiffsholz, ein Stück von einer Spiere mit einem Leichnam!"

„Vielleicht ist der arme Teufel noch nicht todt," sprach eine freundliche Baßstimme. „Holla, Jungens, dreht unsere alte wurmstichige „Aktien-Pomare" bei und setzt das Boot aus! Wir wollen die Sache doch genauer untersuchen, das ist unsere Seemannspflicht."

Den Bemühungen der gutherzigen Leute auf dem Schooner gelang es, den ohnmächtigen und erschöpften Matrosen vom deutschen Schiffe „Odin" aufzufischen und ihn allmälig wieder zur Besinnung zu bringen. Sie flößten ihm Wein und Rum ein und reichten ihm für seinen Zustand passende Nahrung.

Gerhard Owens war gerettet. Nachdem er sich einigermaßen erholt und seine Erlebnisse berichtet hatte, erzählte der wackere Ellis, der als Kapitän auf der „Aktien-Pomare" fungirte, ihm Folgendes: „Wir sind sechs britische Seeleute hier an Bord, und das kleine Fahrzeug gehört uns gemeinschaftlich, sowie noch zwei Anderen, deshalb haben wir es „Aktien-Pomare" getauft und kümmern uns gar nicht darum, daß der König von Tahiti und seine kaffeebraune Prinzessin Schwester sich darüber ärgern, denn die Beiden heißen auch Pomare. Es ist ein alter ausrangirter Missionsschooner, den wir billig auf einer Auktion in Papeete auf Tahiti kauften. Auf der Nachbarinsel Eimeo haben wir eine kleine Ansiedelung, die während unserer Abwesenheit von zwei unserer Genossen verwaltet wird. Im Ganzen sind wir nämlich acht lustige ehemalige Theerjacken. Vor fünfzehn Jahren desertirten wir von einem britischen Schiffe, weil der Kapitän ein Schuft war, der uns zwingen wollte, verdorbenes Pökelfleisch zu essen. Nun, wir denken gar nicht mehr daran, um's Kap Horn nach Europa zurückzukehren, sondern sind richtige Polynesier geworden und leben sehr vergnügt auf unserer Insel. Wir haben mit unserem Schooner eine kleine Ladung Kokosöl nach Valparaiso gebracht und dort viele nützliche Sachen für unsere Ansiedlung eingekauft, sowie auch allerlei Tand für die wilden Eingeborenen auf Hao im Paumotu-Archipel, wohin wir zunächst steuern, um uns allda einige Monate aufzuhalten und Perlenfischerei zu betreiben. Die Insulaner sind gutmüthige Menschen und geschickte Taucher, wie die Tahitier. Für allerlei Kleinigkeiten holen sie die schönsten Perlmuscheln herauf vom Meeresgrund. Ich kenne die Insel Hao sehr genau, denn ich bin vor Jahren einmal dort gewesen. Haben wir unsere Geschäfte bei Hao beendet, so segeln wir nach dem Hafen von Talu auf Eimeo. Ihr werdet es also Euch gefallen lassen müssen, auf dieser Fahrt uns zu begleiten. Von Talu bringen wir Euch später nach Papeete auf Tahiti, wo Ihr Aussicht habt, eine Schiffsgelegenheit nach der Heimath zu finden."

Gerhard dankte seinen Lebensrettern von ganzem Herzen und versprach, sich ihnen an Bord nützlich zu machen, wie ihm nur irgend möglich war.

Der kleine Schooner „Pomare" war trotz des schlechten baufälligen Zustandes ein guter Segler. Ellis, ein trefflicher Seemann, steuerte nach lange dauernder Fahrt das Schiff richtig durch die gefährlichen Riffe der „Inselwolke", wie die zahlosen niedrigen Koralleninseln der Paumotu-Gruppe auch genannt werden, nach Hao.

Diese Insel — wegen ihrer Gestalt auch La Harpe oder Harfeninsel benannt — wurde von etwa dreihundert Wilden bewohnt, die gutgeartete Menschen waren und ein höchst dürftiges Leben führten, auch nicht selten hungerten, wenn sie, was häufig genug vorkam, Mangel litten an Fischen, Schildkröten, Seevögeln, Kokosnüssen, einigen eßbaren Wurzelarten und anderen Nahrungsmitteln, welche das Eiland ihnen nur spärlich bot. Stets hatten sie alle dort landenden Weißen freundlich aufgenommen.

Unglücklicher Weise aber hatte kurz zuvor ein amerikanischer Walfischfahrer von Nantucket bei seiner Kreuzfahrt im Stillen Ozean die Insel Hao angelaufen und die rohe Mannschaft desselben sich abscheuliche Grausamkeiten gegen die harmlosen Insulaner zu Schulden kommen lassen, ja mehrere von ihnen durch Flintenschüsse getödtet.

Die Wilden sannen daher auf Rache wegen der ihnen zugefügten Unbill. Und so kam es denn, wie schon so oft in ähnlichen Fällen in der Südsee, daß Unschuldige für die Schuldigen büßen mußten.

Kaum ankerte der Schooner bei der Insel, so wurde er von Booten umschwärmt. Die mit Speeren und Keulen bewaffneten Wilden sprangen an Bord und fielen mit Wuthgeheul über die Mannschaft her. Es entstand ein furchtbarer Kampf, in welchem fünf Seeleute getödtet wurden. Ellis und Gerhard Owens wurden verwundet und als Gefangene an's Ufer geschleppt.

Darnach wurde das Schiff vollständig geplündert und zerschlagen, um der Eisentheile und Kupferplatten habhaft zu werden. Die Wilden jubelten wie Unsinnige über die reiche Beute.

Ellis und Owens wären wahrscheinlich auch noch getödtet worden, wenn Ersterer nicht einigermaßen der Sprache der Kanaken mächtig gewesen wäre, so daß er sich mit den Insulanern zu verständigen vermochte, von denen Einige ihn von seinem früheren Besuche her kannten. So ließ man die Beiden denn am Leben, behandelte sie aber eine Zeitlang sehr schlecht.

Man wies ihnen eine erbärmliche Matten-

hütte zur Wohnung an und warf ihnen die schlechtesten Nahrungsmittel zu. Wenn der Fischfang nicht ergiebig war und es an Schildkröten und Kokosnüssen fehlte, mußten sie hungern. Freilich erging's den Eingeborenen nicht viel besser, die bald im Ueberflusse, bald im größten Mangel lebten.

Ellis, von seinen Wunden, die nicht recht heilen wollten, entkräftet, hielt das Elend nur ein halbes Jahr aus, dann ging's mit ihm zu Ende. Als er gestorben war, grub Gerhard ihm ein Grab im Sande und bestattete darin die Leiche.

Er verweilte dann noch ein ganzes Jahr bei den Wilden auf Hao, mit welchen er sich im Laufe der Zeit, nachdem er ihre Sprache erlernt, besser befreundete.

Beim Muschelsuchen am Strande und im seichten Wasser innerhalb der Riffe, womit er sich oft beschäftigen mußte, um in schlechten Zeiten seinen Hunger zu stillen, fischte er zuweilen Perlmuscheln auf und gelangte so nach und nach in den Besitz einiger schöner Perlen. In Hunderten von Muscheln entdeckte er freilich oft nur eine einzige werthvolle Perle; doch er ließ sich die Mühe nicht verdrießen. Die abenteuerliche Spekulation, welche Ellis und Genossen vorgehabt hatten, wäre also eine richtige gewesen und hätte unter günstigen Umständen sehr erfolgreich werden können.

Bei den Kindern der Wilden — besonders bei den Knaben — machte Gerhard sich sehr beliebt. Er war, wie so manche Seeleute, recht geschickt im Schnitzen von allerlei Gegenständen und besaß für solche Arbeiten ein natürliches Talent. So schnitzte er denn für die Kinder hübsche mechanische Spielsachen aus Holz von den Wracktrümmern des Schooners, kleine bewegliche Windmühlen und sonstige Schnurrpfeifereien, die dann allgemeines Erstaunen erregten.

Diese Beschäftigung wurde für ihn eine wahre Reichthumsquelle, denn als erst einige Knaben solches Spielzeug hatten, verlangten auch alle Anderen begierig nach derartigen Wunderwerken. Dafür versorgten sie ihn mit Lebensmitteln, damit er ungestört schnitzen könne, und da sie bemerkten, daß er Perlen sammelte, so brachten sie ihm als Gegengeschenke oft solche, darunter Exemplare von größter Schönheit, die sie als geschickte kleine Taucher auf den Perlmuschelgründen des Meeres erbeutet hatten.

Auf solche Weise brachte er einen schimmernden Perlenschatz zusammen, den er in einem Leinenbeutel verwahrte und immer bei sich trug. Wie wenig er auch von der Schätzung solcher Kleinodien verstand — er hatte ja vordem niemals eine Perle sein eigen genannt — so ahnte er doch deren bedeutenden Werth.

„Komme ich damit einmal glücklich nach Hause," murmelte er einst, als er seinen Schatz betrachtete, „wie wird Marie sich darüber freuen! Wenn ich diese Perlen verkaufe, so bringen sie wohl ein hübsches Vermögen ein."...

Endlich schlug für ihn die Erlösungsstunde. Ein englisches Kriegsschiff — von den Gesellschaftsinseln herkommend — erschien in den Gewässern des Paumotu-Archipels, um dort einige Vermessungen vorzunehmen, und ankerte auch während einiger Tage bei Hao.

Gerhard Owens gesellte sich zu den Mannschaften, die an's Land kamen, und wurde dann von ihnen an Bord gebracht. Dem Kapitän berichtete er seine Schicksale, und dieser erlaubte ihm die Mitfahrt.

Ein halbes Jahr später stieg er in Plymouth an's Land. Er begab sich nach London und verkaufte dort die größere Hälfte seiner Perlen für zweitausend Pfund Sterling, also über vierzigtausend Mark nach unserem Gelde, die in damaliger Zeit ein ganz hübsches Vermögen darstellten. Unverzüglich reiste er dann nach seiner deutschen Heimath ab.

3.

In dem ärmlichen Häuschen des kleinen Stranddorfes saß fleißig am Spinnrad die Wittwe Owens.

Und indem die blasse, verhärmt aussehende Frau den Flachsfaden spann, rann ihr manche heiße Thräne von der Wange herab, denn sie dachte an ihren Sohn, der in der Tiefe des Stillen Ozeans sein Grab gefunden, wie vor langer Zeit der Kapitän des „Odin" nach seiner Rückkehr gemeldet hatte.

Es war still im Dorfe. Fast alle Leute waren in der Dorfkirche, wo eine Trauung stattfinden sollte. Da hörte die arme Wittwe plötzlich hastige Schritte, die Stubenthür wurde aufgerissen und in Sturmeseile trat ein junger Seemann ein.

„Mutter!"

„Gerhard! Ist's möglich?" rief die Frau, vor Freude und Glück erbebend. „Du, Gerhard? Du lebst also noch, mein einziges Kind! O welches Glück!"

„Ja, Mutter, ich wurde gerettet," versetzte er. „Ich bin jetzt reich und werde niemals mehr die Heimath verlassen. Nur einen Kuß, Mutter! Bald komme ich zurück. Ich will schnell zu meiner Braut, zu Marie!"

„Halt, mein Junge!" sagte die Mutter traurig. „Bleibe hier. Du kommst zu spät. Deine Marie ist eben in der Kirche —"

„In der Kirche? Heute?"

„Ja. Sie feiert ihre Hochzeit mit Edlef Sybrand."

Der junge Seemann wurde geisterbleich und stieß einen heiseren Wuthschrei aus. Dann stürzte er wie ein Wahnsinniger aus dem Hause seiner Mutter und rannte nach der kleinen Dorfkirche, indem er murmelte: „Ha, der Schurke! Aber vielleicht komme ich noch zur rechten Zeit! Vielleicht ist's noch nicht zu spät!"

— — — — — — — — — — —

In der Kirche hatte die Trauungsceremonie eben begonnen. Da wurde die Thür aufgestoßen, ein Mensch lief herein, drängte sich durch den Haufen der Anwesenden bis zum Altar und schrie: „Haltet ein — ich erhebe Einspruch!"

„Was soll diese Störung?" fragte die ernste Stimme des Geistlichen. „Wer wagt es —"

„Ich, Gerhard Owens, der Verlobte Mariens."

Eine tiefe Bewegung ging durch die Menge. Marie stieß einen lauten Schrei aus und schaute mit wirren Blicken ihren früheren Bräutigam an, als wäre sie in einem Traume.

Edlef Sybrand, der hochzeitlich Geschmückte, starrte schreckensbleich den Eindringling an, als sähe er den Geist eines Gemordeten.

Gerhard zeigte mit dem Finger auf ihn.

„Mörder!" rief er. „Das Leben wolltest Du mir rauben — es gelang Dir nicht! Die Braut willst Du mir rauben — das soll Dir auch nicht gelingen! Seht ihn an, Freunde, wie er bleich und schlotternd und schuldbewußt dasteht! Das schändlichste Verbrechen hat er begangen, welches ein Seemann einem Anderen zufügen kann: in furchtbarer Gewittersturmnacht traf mich sein tückischer Faustschlag, so daß ich von der Raae in's Meer stürzte. Doch wie durch ein Wunder wurde ich gerettet. Marie, stoße ihn von Dir, den Bösewicht, den Schurken, den Mörder!"

Marie stürzte mit einem Schrei der Freude in Gerhard's Arme.

Sybrand aber flüchtete voll Entsetzen aus der Kirche. Er rannte über den Friedhof, sprang über die niedrige Friedhofsmauer und verschwand. —

Edlef Sybrand wagte es nicht, in sein Heimathsdorf jemals wieder zurückzukehren. Man hörte nie wieder von ihm.

Als vor langer Zeit die Nachricht von dem vermeintlichen Tode Gerhard's angelangt war, hatte Marie ihren Verlobten lange betrauert und beweint.

Dann war Sybrand wieder erschienen und hatte sich von Neuem um sie beworben. Lange wollte sie nichts von ihm wissen. Aber auf Andrängen ihrer Eltern, die ihre Tochter versorgt zu sehen wünschten, hatte sie endlich doch eingewilligt, die Seine zu werden. Sie ahnte ja das Verbrechen nicht, welches er verübt hatte.

Aber das Schicksal fügte es so, daß Gerhard noch zu rechter Zeit zurückkam.

Ein Vierteljahr später verheirathete er sich mit Marie. Die Beiden lebten fortan sehr glücklich und im Wohlstande, dessen Ursache der Perlenreichthum war, welchen Gerhard auf so merkwürdige Art auf Hao im Paumotu-Archipel erlangt hatte.

Mannigfaltiges.

(Nachdruck verboten.)

Ein rettender Traum. — Zu Anfang des 18. Jahrhunderts lebte zu Erfurt als Sekretär des kurmainzischen Fiskus Zacharias Bernhard Apfelstädt. Im Januar 1708 endete ein hitziges Fieber plötzlich sein thätiges Leben. Seine Familie wurde durch den Todesfall auf das Schwerste betroffen, denn, wie selten ein Unglück allein kommt, so war es auch hier. Der kurfürstliche Fiskus forderte die Ablegung der Rechnung und die Auszahlung der von dem Verstorbenen im letzten Quartal vereinnahmten Geldsummen, die das hinterlassene Vermögen um ein Beträchtliches überstiegen. Aber das Geld war trotz sorgfältigen Nachsuchens nicht aufzufinden, ebensowenig die Rechnungen. Der Jammer in der Familie war groß, und schon nahte der Tag, wo der Nachlaß Apfelstädt's mit Beschlag belegt werden sollte. Da rettete ein Traum des sechzehnjährigen Sohnes des Verstorbenen, Ernst August mit Vornamen, die trostlose Familie aus ihrer Bedrängniß. Im Traum erschien dem vor Sorge fast krank gewordenen Sohne der Vater, führte ihn in das Sitzungszimmer der fiskalischen Behörde und zeigte ihm hinter dem Stuhle des Herrn v. Boyneburg, des damaligen kurmainzischen Statthalters, einen Kasten, in dem er das Geld, wie auch die dazu gehörenden Rechnungen verwahrt hatte. Ueber diesem lebhaften Traum erwachte der junge Mensch. So sehr ihn das Traumbild erfreut hatte, so mochte er ihm doch kaum Glauben schenken. Allein die Noth drängte, und man hatte zu ihrer Abwendung schon so viele vergebliche Schritte gethan, warum sollte er nicht den Versuch machen, ob der Traum nicht wirklich retten könnte? Er eilte zur Zeit einer Sitzung in das Gebäude, in welchem sich das angegebene Zimmer befand, das er sonst noch niemals betreten, und war nicht wenig überrascht, als er dort Alles so fand, wie er es in seinem Traume gesehen. Die anwesenden Herren waren über den plötzlichen Eintritt des jungen Mannes nicht wenig erstaunt. Der aber ging geraden Wegs auf die Stelle los, wo er im Traum den Kasten gesehen hatte, fand diesen auch wirklich und in ihm die ganze Geldsumme sammt den Rechnungen. Die Anwesenden waren mit dem glücklichen Finder ebenso erfreut, wie erstaunt. Der jedoch hatte nichts Eiligeres zu thun, als zur Mutter zurückzukehren, um ihr die frohe Botschaft zu bringen und sie von ihrem Kummer zu befreien. Er hat des Traumes sein Leben lang nicht vergessen. Später widmete sich dieser junge Mensch der Rechtswissenschaft, und nachdem er in Erfurt mehrere ansehnliche Aemter bekleidet hatte, ernannte ihn der Fürst Heinrich von Schwarzburg-Sondershausen im Jahre 1742, unter Verleihung der Adelswürde, zu seinem Geheimen Rath und drei Jahre später zum Kanzler. In diesen Aemtern und Würden starb er 1757 in Sondershausen. [E. K.]

Die Herzthätigkeit nach dem Tode. — Eines jener Schauspiele, welche den Geist des Anatomen mit einer Art zitternder Scheu erfüllen, ist das Fortschlagen des Herzens nach bereits eingetretenem Tode. Todt und zerstört ist der wunderbare Mechanismus, dessen Mittelpunkt noch soeben das Herz gewesen ist; und nun liegt neben dem Körper dieses fortschlagende Organ, als ob es den Todeskampf allein noch fortsetzen wolle. Aus dem todten Körper entfernt, dauern

die rhythmischen Pulsationen fort, der Länge nach in zwei Hälften zerschnitten, fährt jede Hälfte fort zu schlagen. Harwey erzählt, daß er eines Tages, nachdem das Herz einer Taube zu schlagen aufgehört hatte, seinen befeuchteten Finger auf dasselbe gesetzt habe, und in kurzer Zeit habe das Herz unter dem Einflusse dieser „Fermentation", wie er es nennt, seine Thätigkeit wieder aufgenommen, und beide, Vorhof und Herzkammern, pulsirten. Der berühmte Anatom Andreas Vesalius, 1514 in Brüssel geboren, der Leibarzt Karl's V. und Philipp's II., wußte noch nicht, daß das Herz sein besonderes Nervensystem besitzt, welchem die Herzmuskeln, unabhängig vom Nervensystem des Körpers, unterthan sind, war indessen der Erste, der in dieser Richtung eine schreckensvolle Erfahrung machte. Dieser ausgezeichnete Forscher, der sich mit innerem Adel über die Vorurtheile seiner Zeit erhob, öffnete eines Tages den Leichnam eines jungen Edelmannes, dessen behandelnder Arzt er gewesen war, um womöglich die Ursache seines Todes zu erforschen. Wer kann sich aber das Entsetzen aller Anwesenden ausmalen, als sie das Herz noch regelmäßig schlagen sahen! Vesalius wurde angeklagt, einen Menschen lebendig zergliedert zu haben, und für jene Zeit war diese Anklage nicht so ganz unvernünftig. Er wurde als Zauberer zum Tode verurtheilt, von Philipp II. indessen zu einer Büßungsreise nach Jerusalem begnadigt.

Harleß beobachtete, daß das Herz im Körper eines Enthaupteten noch eine Stunde lang nach der Hinrichtung schlug. Margo fand, daß der rechte Vorhof sich noch $2^1/_2$ Stunden nach der Hinrichtung regelmäßig zusammenzog, obgleich in den übrigen Theilen des Herzens nicht die Spur einer Bewegung mehr zu entdecken war. Dagegen ist nachgewiesen, daß die Herzthätigkeit nach einer langen oder schmerzvollen Krankheit fast mit dem letzten Athemzuge zugleich erlischt. [E. Z.]

Die „gute alte Zeit". — Im Jahre 1589 wurde eine Verordnung an die Schulmeister von Basel erlassen, „sie möchten die Jungen nicht so barbarisch und grausam behandeln, ihnen keine Löcher in den Kopf schlagen, wie mehrfach geschehen, noch ihnen die Finger so stark drücken, daß das Blut unter den Nägeln hervorkommt, auch sollten sie ihnen das Haar nicht büschelweise ausreißen". [L—n.]



Von den japanischen Manövern: Packpferde mit den großen Kesseln für das Reiskochen bei einer Verpflegungskolonne.

Manöver in Japan.

(Mit Abbildung.)

Der chinesisch-japanische Krieg hat glänzend bewiesen, was die japanischen Offiziere und Soldaten von ihren europäischen Lehrmeistern gelernt haben. Seit Jahren befanden sich bekanntlich japanische Offiziere in Europa, um die dortigen Militäreinrichtungen, Fortschritte im Waffenwesen u. s. w. an der Quelle zu studiren, und ebenso waren und sind noch jetzt europäische Instruktoren, Ingenieure u. s. w. in Japans Landheer und Marine thätig. Auf diese Art ist es jenem hochbegabten ostasiatischen Inselvolk gelungen, sich mit der es auszeichnenden Energie und Ausdauer eine europäisch geartete Kriegsmacht zu schaffen, und die Früchte davon hat es in dem siegreichen Kriege gegen China geerntet. Für das Landheer haben Deutschland und Frankreich, für die Kriegsmarine England als Muster gedient. Alljährlich finden in Japan auch Manöver nach europäischem Muster statt. Unsere Abbildung veranschaulicht eine an Ort und Stelle aufgenommene Manöverscene, die uns erkennen läßt, welche Hauptrolle der Reis bei der Verpflegung des dortigen Heeres spielt.

Bilder-Räthsel.



Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung des Bilder-Räthsels in Nr. 28:
Besser auf bezahlten Schuhen, denn in einer geborgten Kutsche.

Arithmogriph.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13 eine höhere Lehranstalt,
2, 1, 10, 12, 13 ein Pflanzengift,
3, 10, 7, 8, 5, 9, 6, 3, 11, 6 eine Blume,
4, 2, 9, 9, 6 ein französisches Departement,
5, 6, 3, 6, 1, 8, 2, 9 ein modernes Verkehrsmittel,
6, 10, 9, 8, 6, 10, 5 eine Art Uebereinstimmung,
7, 8, 6, 13, 10, 6 ein Zweig der Naturwissenschaft,
8, 2, 5, 5, 6, 9, 5, 2, 5, 5, 6, 9 ein südafrikanischer Volksstamm,
9, 10, 7, 11, 6, 3 ein Metall,
10, 7, 8, 9, 6, 12, 13, 2, 9 ein Raubthier,
11, 9, 6, 7, 8, 5 ein Untergebener,
12, 9, 11, 6 ein Amphibium,
13, 10, 3, 3, 10, 2, 9 eine Zahl.

Auflösung folgt in Nr. 30.

Anagramm.

Es trägt dich rasch durch Wog' und Well' —
Nun mach' zum Fuß den Kopf ihm schnell
Und die zwei nächsten Zeichen streich' —
Zu Land befördert es dich gleich.

Auflösung folgt in Nr. 30.

Auflösung von Nr. 28:
der dreisilbigen Charade: Annaberg.

Verlag der Thorner Ostdeutschen Zeitung (M. Schirmer) in Thorn.
Redigirt unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.